

Matthias Stürmer
Fliederweg 63
3661 Uetendorf
033 345 19 21
matthias@stuermer.ch

Zentralstelle Zivildienst
Uttigenstrasse 19
3600 Thun

Zivildienstgesuch

Sehr geehrte Damen und Herren

Hiermit stelle ich ein Zivildienstgesuch und möchte dadurch die Entbindung vom Militärdienst erlangen. Gerne bin ich bereit, meine persönlichen Überlegungen bei der Anhörung auch mündlich zu vertreten. Ich möchte Sie jedoch bitten, auf mein Studiensemester im Ausland und den anschliessende Einsatz in Südamerika Rücksicht zu nehmen. Vom 16. Februar 2002 bis im Juli 2002 nehme ich teil am Erasmus-Austauschprogramm und studiere während dieser Zeit an der Universität Oviedo, Spanien. Ab Mitte Juli 2002 werde ich dann an einem Lehrerseminar in Lima, Peru arbeiten und zu Studienbeginn Ende Oktober 2002 wieder zurück in der Schweiz sein. Ist es Ihnen möglich, mich erst dann zum Gespräch aufzubieten?

Besten Dank für Ihr Verständnis, mit freundlichen Grüssen

Matthias Stürmer

Beilagen: Auszug aus dem Strafregister

Ausführlicher Lebenslauf

Am 20. Februar 1980 als erstes Kind von Ursula und Ekkehard Stürmer geboren, verbrachte ich die Mehrheit der folgenden 21 Jahre in der bernischen Gemeinde Uetendorf. Zwei einhalb Jahre nach meiner Geburt kam dann meine Schwester Birgit zur Welt und so war die Familie Stürmer komplett.

Im Nachhinein darf ich mit Dankbarkeit gegenüber den Eltern feststellen, dass meine Schwester und ich eine relativ gut behütete Kindheit und Jugend erleben durften. Zwar stimmte damals zum Beispiel ihre Entscheidung, keinen Fernseher im Haus haben zu wollen, nicht gerade mit meiner Vorstellung einer aufregenden Freizeitgestaltung überein. Dennoch bin ich heute froh darüber, dass die anstelle mit Flimmernachmittagen verbrachte Zeit in Sonntagschule und später auch Pfadi und Tennis einen um einiges positiveren Einfluss auf meine Entwicklung ausgeübt hat. "Gewalt-Filme stumpfen die Gefühle ab." An diese Aussage meines Vaters kann ich mich noch sehr gut erinnern und möchte sie einmal meinen Kindern ebenfalls weitergeben können, denn ich glaube, deren Sinn unterdessen begriffen zu haben.

Primar- und Sekundarschule verliefen mehr oder weniger unspektakulär. Einzig zu erwähnen sind die Schülerzeitungen und meine damals steigende Begeisterung für die Pfadi. Die ersten "Schülerblättli" schrieben mein Freund und ich bereits in der 5. Klasse. Bis Mitte Sekundarschule war dann die Redaktion auf vier Mitglieder ausgebaut, und wir gaben alle paar Monate eine Ausgabe unserer "Knalltüte" heraus. Bereits damals lernte ich auf diese Weise die Teamarbeit kennen und mir wurde bewusst, dass nur durch diese Zusammenarbeit etwas so "grosses" wie eine zwanzigseitige Zeitung entstehen konnte.

Eine weitere wichtige Rolle in meiner Kindheit hat auch die Pfadi gespielt. Bereits seit der zweiten Klasse dabei, war ich zwar beim Wechsel in die Sekundarschule dank einigen ungemütlichen Schlägereien nicht mehr motiviert weiterzumachen. Dennoch gelang es dann meinem zukünftigen Leiter, mich für die nächsten Übungen zum Kommen zu überreden, und so hatte ich den Faden wieder gefunden. Erst als Teilnehmer, bald aber schon als Mitleiter, konnte ich an spannenden Übungen und Lagern mitmachen. Die Pfadigrundgedanken wie Verantwortung tragen für Jüngere, Zusammenarbeit in Respekt vor den anderen und kreativ Initiative zeigen sind noch heute wichtige Prinzipien meiner Lebensgestaltung. Einen besonderen Eindruck aus meiner Vennertätigkeit hat Robin hinterlassen, ein geistig behinderter Pfader in unserem Fähnli. Durch ihn habe ich gelernt, dass wir "Überlegene" auch eine Verpflichtung gegenüber den Schwächeren unserer Gesellschaft haben, sie einerseits gleichwertig wie alle anderen Menschen zu behandeln, andererseits aber auch zu schützen vor ungerechter Behandlung durch andere Mitmenschen.

Als ich 1996 in das Gymnasium Thun-Schadau eintrat, eröffnete sich mir eine neue Welt. Plötzlich realisierte ich, dass es noch ein Leben ausserhalb von Uetendorf gab, mehr gleichaltrige und –gesinnte Menschen als nur in unserem kleinen Dorf. Ich begann mich für Politik zu interessieren und kam so zu den Thuner Jungsozialisten. Konfrontiert mit Ausländer-, Umweltschutz- und Drogenfragen hielten wir Sitzungen und organisierten Aktionen. Uns ging es bei allen Themen darum, wie wir einen Beitrag für eine bessere Welt leisten konnten, für eine gerechtere, sozialere Gesellschaft mit Rücksicht auf die Mitmenschen und die Natur.

Um einen Tapetenwechsel zu erleben und neue Menschen und deren Lebensweisen kennen zu lernen, aber auch um Englisch zu üben, verbrachte ich 1997 und 1998 ein Jahr an einer High School in Detroit, USA. Es war für mich eine grosse Herausforderung, mich in dieser doch sehr anderen Kultur zurechtzufinden. Vieles, was ich dort antraf, entsprach nicht meiner bisherigen Weltanschauung, und ich musste lernen, Meinungen anderer zu

akzeptieren, ohne diese Kameraden als Menschen zu verurteilen. Immer wieder kam es sogar vor, dass ich mich gerade mit diesen so andersdenkenden Personen besonders gut verstand. Das zeigte mir, dass bei jedem Menschen ein guter Kern zum Vorschein kommt, wenn man nur genügend lang danach sucht.

Mit der Rückkehr in die Schweiz trat ich in die regionale Gruppe von Amnesty International ein, in der meine Mutter bereits seit 25 Jahren aktives Mitglied war. Wir organisierten Standaktionen in Thun, hielten Vorträge über die Menschenrechte und starteten vor zwei Jahren zum ersten Mal einen Fackelumzug durch die Innenstadt. Mir war es ein Anliegen geworden, mich für die weltweite Einhaltung der Menschenrechte einzusetzen, gegen Folter, gegen die Todesstrafe. Dieses Engagement bei Amnesty ersetzte bald dasjenige bei den Juso, denn obwohl ich deren Ideologie weiterhin sehr befürwortete, konnte ich mich nicht mehr mit ihren Aktionen identifizieren. Unterdessen habe ich während zwei Jahren unsere Amnesty-Gruppe geleitet und wiederum etliches dazu gelernt, über die weltweite Menschenrechtssituation, geschichtliches über einzelne Länder, aber auch bezüglich der Zusammenarbeit in der Gruppe. Trotz einigen Enttäuschungen war es doch eine sehr wertvolle Zeit und ich werde die Amnesty-Arbeit bestimmt vermissen, wenn ich ab Februar, bedingt durch das Auslandstudium, dieses Engagement beende.

Nach der Matur im letzten Sommer entschied ich mich für das Wirtschaftsinformatikstudium an der Universität Bern. Dazu bewogen mich einerseits meine bisherigen Aktivitäten mit dem Computer, andererseits auch das stetig wachsende Interesse für wirtschaftliche Zusammenhänge. Meine ursprünglich sehr negativen Assoziationen mit dem Begriff „Kapitalismus“ konnten zwar noch nicht ganz ausgelöscht werden, dennoch habe ich unterdessen die Wichtigkeit einer effizient und effektiv funktionierenden Wirtschaft eingesehen. So hoffe ich am Ende dieser Lernzeit genügend kompetent zu sein, um an einer entsprechenden Stelle arbeiten zu können, möchte dort aber auch die soziale und ökologische Verantwortung dieses Berufes genügend wahrnehmen.

Gleichzeitig mit dem Studienbeginn und unterstützt durch meine Freundin entwickelte sich in mir ein starkes Interesse für die christliche Religion. Ich entdeckte in der Bibel mir bisher unbekannt gebliebene Weisheiten und konnte zu einem spannenden Glauben an Gott finden. Seit nun bald eineinhalb Jahren besuche ich mit grosser Begeisterung die Bibelgruppe für Studierende und gehe einmal wöchentlich in ein Gebetsfrühstück.

Persönliche Überlegungen

Im folgenden Text möchte ich anhand von persönlichen Erfahrungen und durch Beschreibung meiner Lebenshaltung darlegen, weshalb ich mich ausser Stande fühle, weiterhin Militärdienst leisten zu können. Diese Begründung soll drei unterschiedliche Perspektiven umfassen. Die erste stellt meine Erlebnisse in der Rekrutenschule dar, in der zweiten Perspektive gehe ich auf weltliche Überlegungen ein und in der dritten soll meine christliche Grundhaltung erläutert werden.

Die Perspektive der Rekrutenschule

Motiviert durch viele schöne Pfadierinnerungen interessierten mich die Infanterie-Aufklärer. Leider musste ich aber bald feststellen, dass die dabei geforderten Schiessübungen mir zu schaffen machten. An meinen ersten und einzigen Besuch im Schiesskino kann ich mich noch genau erinnern.

Schon in den ersten Wochen der RS stand diese Übung auf dem Programm und ich betrat mit bereits mulmigem Gefühl den düsteren Raum im Kellergeschoss. Nach wenigen Schüssen widerte mich dieser Apparat an, in dem man mit einem Original-Sturmgewehr auf gefilmte Soldaten im Wald schoss und sie stöhnend zu Boden sinken sah – „getroffen“ von meiner Waffe! Es gibt viele Ereignisse, deren emotionales Ausmass man nur nachempfinden kann, wenn sie tatsächlich eintreten; ich bitte Gott, er möge mich vor dem Töten eines Menschen bewahren, denn schon dessen Simulation bereitete mir ein schlechtes Gewissen. Erschwerend kam hinzu, dass die meisten meiner Kameraden, mit denen ich sonst ziemlich gut auskam, diese Übung regelrecht zu geniessen schienen oder sich jedenfalls nicht negativ darüber äusserten. So fühlte ich mich recht unsicher in meiner ablehnenden Position bis ich schliesslich mit dem Leutnant darüber sprach und er mir zu verstehen gab, dass er das Schiesskino ebenfalls keine gute Sache fand.

Eine ähnliche Geschichte widerfuhr mir später in Schwyz während der Schiessverlegung. Ausgesetzt auf einem Kampfplatz mit Betonbunkern und Schiessgräben war es einerseits das Ziel, uns im Umgang mit scharfer Munition auszubilden und zusätzlich spezielle Gefechtsübungen zu simulieren. Zur Ausführung des zweiten Auftrages wurden wir mit sogenannten Simulations-Gestältlis ausgerüstet, die zu piepsen begannen, sobald man von einem Laserschuss getroffen wurde. Ausschalten liess sich dieser durchdringliche Ton nur, wenn man sich auf den Rücken legte. So zogen wir also mit Klebeband markiert los, um nach einer Rauchgranaten-Explosion unsere Kameraden umzu–legen. Im Verlauf des Gefechts geschah es dann, dass ich mich in einem Bunker günstig verstecken konnte. Als dann überraschend einer der „feindlichen“ Korporäle vor mir auftauchte, erhob ich mich aus meiner Deckung und musste bloss wenige Male feuern, bis seine Sensoren reagierten. Ich jubelte ausser mir vor Freude während sich der Korporal fluchend zu Boden legte. Endlich hatte ich mal einen Treffer erzielt und dabei erst noch einen Vorgesetzten erwischt! Ich zog mich grinsend in den Bunker zurück, als plötzlich ein radikaler Gefühlswechsel eintrat. Auf einmal begann ich mich sehr zu schämen, denn was ich da eben ausgestossen hatte, war ein regelrechter Freudenschrei gewesen. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen: Ich hatte mich derart in dieses Spiel gesteigert, dass ich in einem animalischen Affekt gar jubelte beim simulierten Erschiessen eines Menschen. Klar, er war ein Gegner, klar, die meisten hätten ähnlich erfreut reagiert, bloss, ich bekam Angst vor mir selber, vor dieser ungeahnt gewalttätigen Person.

Zu welchen Taten werden wir fähig, sind wir erst einmal in einer entsprechenden Situation? Wie weiss ich, dass ich in einem echten Kampf noch meine Handlungen kontrollieren kann? Was kann ich tun, um mich in Zukunft vor solch unüberlegten Reaktionen zu schützen? Wenigstens kann ich vermeiden, jemals in unkontrollierbare Kampfhandlungen zu geraten. Denn ich will nicht eines Tages aufwachen und realisieren müssen, dass durch mein Dazutun Menschen ihr Leben verloren haben – das möchte ich meinem Gewissen nicht zumuten.

Das dritte bedrückende Erlebnis war eine Theorielektion über Waffensysteme der Schweizer Armee. Solche Stunden waren in der Regel eher gemütlich, da musste man bloss sitzen und aufpassen. Auch dieser Vortrag begann so und ich hörte dem Leutnant aufmerksam zu. Doch je präziser er die Wirkungsweise einer Panzerabwehrlenkwaffe und deren Zerstörungsmechanismus erklärte, umso unbehaglicher wurde mir zumute. Als nach einer Stunde das ganze vorüber war, fühlte ich mich nicht nur seelisch schlecht, sondern empfand tatsächlich ein körperliches Übelkeitsgefühl. Welche Genialität entwickeln wir Menschen doch, wenn es darum geht, etwas zu zerstören! Was mir bisher bloss in Amnesty-Berichten begegnet war, nämlich auf welcher unterschiedlichen Art Folterer die Persönlichkeit ihrer Opfer zu Grunde richten, tauchte in verschleierter Form in dieser staatlichen Schullektion wieder auf. Für mich ist das Erlebnis dieser Stunde ein weiterer Grund, ein Zivildienstgesuch zu stellen. Mir wurde erneut bewusst, dass es grundsätzlich in der Armee weder um Landesverteidigung noch um humanitäre Hilfe geht, sondern um die Vernichtung von Menschenleben. Dabei will und kann ich nicht mithelfen.

Weltliche Perspektive

„Jeder Mensch hat das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person.“ Dieser dritte Artikel der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte ist einer der wichtigsten Grundsätze von Amnesty International. Unsere Arbeit besteht darin, in allen Ländern dieser Erde Menschenrechtsverletzungen aufzudecken. Anschliessend weisen wir durch öffentlichen Druck die jeweiligen Regierungen auf die Vorkommnisse hin und wollen die Staaten so zur Verbesserung der Situation zwingen. Um diesen Auftrag kompetent ausführen zu können, ist die Lektüre vieler Berichte notwendig, wobei diese leider nie sehr erfreulichen Inhalts sind. Müssen wir zum Beispiel Fälle von Folteropfern studieren, läuft es mir jeweils kalt den Rücken hinunter, wenn ich lese, welche grauenhafte Praktiken noch heute an vielen Orten angewandt werden. Ich frage mich dabei immer wieder, was das für Menschen sind, die derart die Achtung vor dem Leben verloren haben und anderen solch grosses Leid zufügen können.

Vieles kommt von Seiten des Militärs: wenn Soldaten Frauen vergewaltigen, ihre Männer ermorden und die Kinder für den Krieg rekrutieren. Natürlich sind das meist Armeen von Staaten, in denen ein Diktator herrscht oder wo kein Rechtssystem existiert. Daneben scheint der Militärdienst in der Schweiz harmlos, geradezu idyllisch. Dennoch haben wir in der RS auch mit Gewehren geschossen, haben Festnahmen geübt und Bewachungen simuliert – alles Taten, die im Ernstfall über Leben und Tod von Menschen entscheiden würden. Wie kann ich da noch mit fester Überzeugung Petitionen gegen Menschenrechtsverletzungen unterschreiben und Passanten über die Wichtigkeit der Menschenrechte aufklären, wenn ich gleichzeitig die selben Handlungen wie die Angeprangerten übe? So werde ich unglaublich gegenüber den Interessierten, gegenüber unserer Amnesty-Gruppe und gegenüber mir selber. – Dies wird mir erst jetzt nach dem Besuch der RS bewusst, nachdem ich Distanz zum Erlebten erhalten habe.

Andere Aspekte der RS habe ich durchaus zu schätzen gelernt. Als in mühsamen Situationen ein Kamerad mir zur Seite stand und mein Rucksack trug oder ein andermal mir

von seinem Proviant gab, da fühlte ich mich aufgehoben. Wer weiss jedoch, wie diese Gefährten in einem Ernstfall handeln? Reicht dann diese Kameradschaft aus, um wirklich dem Schwächeren zu helfen? Und wie würden die anderen wohl mit Gefangenen umgehen, immer noch so respektvoll wie mit mir? Ich glaube, früher oder später käme ich in schwerwiegende Konflikte, mit ihnen und, wie gesagt, auch mit mir.

Bei den Pfadfindern, dort war das einfach, wir hatten die Pfadigesetze, die uns zu gegenseitiger Hilfe aufriefen und zum Schutz der Schwächeren. So empfinde ich auch heute noch eine spürbare Gesellschaftsverantwortung in mir und versuche auch, ihr täglich zu folgen. Darin enthalten ist auch der Dienst fürs Land und ich will mich nicht davor drücken. Ich nehme die verlängerte Dauer in Kauf und möchte sie als Chance nutzen, Einblick in mir bisher unbekannte Gebiete zu erlangen. Motiviert durch die Aktionen bei den Jusos und bei Amnesty würde ich gerne ein Weile lang in einem Asylbewerberheim arbeiten. Auch besuche ich diesen Sommer Spanien und Südamerika unter anderem im Hinblick darauf, später einmal Zivildienst im Rahmen eines Programms für Entwicklungszusammenarbeit zu leisten oder gar auf diesem Gebiet meinen Beruf fortzusetzen.

Christliche Perspektive

„What would Jesus do?“ (W.W.J.D.?) Dieser Leitsatz ist berühmt und hat vor allem in den USA grosse Verbreitung erlangt. So trug auch ich damals im Austauschjahr in Michigan eine zeitlang ein solches Armband, jedoch noch ohne mir gross Gedanken darüber zu machen. Erst als ich im Sommer 2000 ernsthaft begann, das Neue Testaments zu lesen, entdeckte ich auf eine neue Weise den christlichen Glauben. Heute glaube ich an einen Gott, zu dem wir eine persönliche Beziehung aufbauen und dank unserem freien Willen seine Gebote befolgen können oder nicht. So bin ich auch der festen Überzeugung, dass Gott allen Menschen ihr Leben geschenkt hat und es deshalb heilig ist. Ich glaube, niemandem ist es prinzipiell erlaubt, über das Beenden eines Menschenleben zu entscheiden. Unser Leben kommt von Gott und nur er darf es uns zu seiner Zeit wieder nehmen. Wie ich mich bei Amnesty gegen die staatliche Todesstrafe engagiere, so will ich mich auch in allen anderen Bereichen gegen das Töten von Menschen wenden. Das Leben ist das höchste Gut des Menschen und wir sind verpflichtet verantwortungsvoll damit umzugehen.

Dies sind starke Worte. Ich will sie ergänzen mit einigen Gedanken zur Nächstenliebe. Für mich beginnt sie mit der Goldenen Regel, meinem Konfirmationsspruch: „Behandelt jeden so, wie ihr selbst von ihm behandelt werden wollt.“ Für mich drückt diese Aussage das Wichtigste aus, das wir zum friedlichen Zusammenleben benötigen. Versetzten wir uns nur ein wenig häufiger in die Lage des anderen, wenn ihm dies oder jenes angetan wird, könnten wir viel Kummer und Streit vermeiden. Würden sich die grossen Staatsmänner nur etwas mehr das Schicksal der Bevölkerung vorstellen, bevor sie einen Militärschlag anordnen, so würden viele anders handeln. Davon bin ich überzeugt.

Ich möchte meine Lebenszeit im Dienst für eine bessere Welt einsetzen, ich möchte Gutes tun und den Menschen helfen, so wie Jesus. Er soll mir ein Vorbild und sein gewaltfreies Leben eine Ermutigung sein ebenso zu handeln. Wenn Jesus als junger Mann in der Schweiz lebte und sich für oder gegen den Militärdienst entscheiden müsste; W.W.J.D.? Ich bin sicher, er würde ebenfalls ein Zivildienstgesuch stellen!